

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 9

Rubrik: Kleine Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wird Oesterreich verschluckt?

Am 12. Februar wurde der österreichische Kanzler Schuschnigg vom deutschen Diktator Hitler auf den Oberalpbühl bei Berchtesgaden gebeten, oder gezwungen. Man weiß immer noch nicht, wie höflich Hitlers Bitte war, oder wie scharf die Drohung. Der Herr von Papen, Gesandter in Wien, wird die Ernsthaftigkeit der deutschen Bitten schon deutlich gemacht haben.

Nach der Rückkehr Schuschniggs geriet halb Europa in Aufregung, und Oesterreich begann zu raunen und zu mutmaßen. Nichtsjagende Communiqués beider Regierungen vermehrten die Unruhe. Eins war von Anfang an sicher: Berlin triumphtierte, und Wien war bedrückt. Wie sehr Berlin Grund zum Triumph hatte, und wie weit die Wiener Bedrückung begründet war, ergibt sich auch heute noch nicht mit aller Sicherheit. Die Welt läßt sich seit Jahren von den „Anfangserfolgen“ der dynamischen Staaten blaffen und schätzt die Widerstände, die sekundär erfolgen, gering ein. Das ist bestimmt ein Fehler. Im Weltkrieg wurden die militärischen Anfangserfolge der Ludendorff-Armee typisch und verbreiteten den Glauben an die Unbesiegbarkeit des wilhelminischen Deutschland. Bis 1918 bewies, daß die Widerstände der nichtdeutschen Welt unendlich gewachsen und unüberwindliche Reservens auf den Plan getreten seien. Vielleicht geht es auch jetzt und in der Zukunft so.

Oesterreich hat seinen Naziminister Seyß-Inquart erhalten. Die politischen Gefangenen, auch die Sozialisten, werden amnestiert. Die NSDAP wird wieder legal, in welcher Form, das steht noch nicht fest. Die „Vaterländische Front“ soll sich ihr öffnen. Hafenkreuzfahrten werden geduldet. Bereits gab es in den größeren Städten Umzüge der bisher Illegalen. Gefangene wurden mit Musik und Jubel abgeholt und herumgeführt. Pläne bestehen, das österreichische Heer mit deutschem Material auszurüsten, die Zusammenarbeit der Generalstäbe einzuleiten, ein Hitler genehmes Oberkommando zu schaffen. Wirtschaftsabkommen sollen der deutschen Aufrüstung das steirische Erz sichern. Kulturabkommen hätten die Gleichschaltung der Presse einzuleiten. Die Judenfrage wurde noch nicht angeschnitten, aber die Viertelmillion österreichischer Juden zittert trotz beruhigender Erklärungen ihrer Presse und ihrer religiösen Führer.

Man darf nicht übersehen, daß bis zum 20. Februar in Oesterreich nichts durchgesetzt wurde als der eine Nazi-Minister und die Amnestie. Alles weitere sind Pläne, die immerhin Verhandlungen voraussetzen. Und nun wird es sich weisen, ob Wien in den Verhandlungen mehr Kraft zeigt, als Schuschnigg auf dem Oberalpbühl zeigen durfte. Das heißt, ob es nun endlich von der aufgeschreckten Welt, von England, von Frankreich, von Prag, vom Vatikan, vielleicht auch von Mussolini oder von den Jugoslawen mit „Argumenten“ versorgt wird, die in Berlin Eindruck machen. Oesterreich hat noch nicht kapituliert. Das Dritte Reich ist zwar mit der Tür ins Haus gefallen, aber...

Die Organisation des österreichischen und europäischen Widerstandes ist bestimmt im Gange. Das erkennt man an verschiedenen Symptomen. Erstens reißt der Wiener Kardinal Innitzer nach Rom. Der Vatikan kann in seinem eigenen Interesse nicht dulden, daß gerade der Staat verschwindet, der seine Verfassung auf den Katholizismus gründet und als das eigentliche Bollwerk gegen das Neuheidentum betrachtet wird. Die heimliche Hoffnung der entmachteten deutschen Katholiken darf nicht ausgelöscht werden. Vom Vatikan werden die Fäden nach allen möglichen Seiten gesponnen. Der österreichische Kronprinz Otto von Habsburg begibt sich auf Reisen. Hat seine Erklärung, er werde niemals auf seine Thronansprüche verzichten, auch wenig Gewicht: In Oesterreich selbst löst sie starken Zuzug im legitimen Lager aus, und in Frankreich und England wird unter allen Möglichkeiten auch die „Rettung Oesterreichs durch Habsburg“ erwogen. In Jugoslawien schlagen die slovenischen Blät-

ter Alarm. Wenn Deutschland zur 75-Millionenmacht geworden und bis Klagenfurt reicht, strebt es mit Sicherheit nach der Adria, und der Weg dorthin geht durch Jugoslawien. Möglich, daß Belgrad begreift und sich mit Paris ins Einvernehmen setzt.

Frankreich und England haben konferiert und „erwogen“. Die britische Regierung beriet in einer ihrer längsten Kabinetts-Sitzungen das österreichische und italienische Problem. Eden, der unentwegte Italiengegner, hat demissioniert. Dies läßt auf allerlei schließen. Vor allem auf ziemlich ernsthafte britisch-italienische Verhandlungen. Und damit auf gewisse italienische Angebote, die von Eden abgelehnt, von andern Ministern aber als annehmbar betrachtet wurden.

Der Fall, daß Mussolini zu einer Schwenkung gedrängt wäre bei Bedrohung Oesterreichs durch Hitler, ist gekommen. Der Duce hat sich rätselhaft benommen. Schuschnigg wollte ihn ans Telefon kriegen, doch er fuhr irgendwo Ski. Wollte Mussolini den Westmächten die deutsche Gefahr demonstrieren, um endlich mit England handeln zu können, und ließ er darum Schuschnigg zappeln? Ein gefährliches Spiel. Wenn ihm nun aber wenigstens gelungen sein sollte, mit London Kontakt zu fassen, was wird dabei heraus schauen? Die italienische Presse tut so, als ob die Engländer an den Besprechungen gehangen, gar nicht Rom! Das klingt wie eine Ablehnung vor den deutschen Ohren, die natürlich mißtrauisch sein müssen.

Es ist allerhand Merkwürdiges im Werden. Ob Mussolini von den Deutschen kräftigere Hilfe in Spanien oder von den Engländern die Anerkennung des Impero oder Francos erpressen will, jedenfalls gedenkt der Mann die Situation auszunutzen. Sollte aber seine Gleichgültigkeit im Falle Oesterreich echt sein, dann müssen wir alle vor dem zittern, was Hitler Italien für diese Opferung Oesterreichs versprochen hat und leisten wird.

—an—

Kleine Umschau

Diesmal machen wir mit unserer Stadt den Anfang zu unsern mehr oder weniger weltgeschichtlichen Betrachtungen, und zwar bringen wir unsere Freude zum Ausdruck, daß vielen die Augen über die Schönheiten und den künstlerischen Wert der alten Stadt aufzugehen beginnen. Die Bemühungen, die von verschiedenen Seiten aus nach dieser Richtung erfolgten, scheinen ihre Früchte zu tragen. Dabei sei festgestellt, daß sich nicht zum mindesten „Ausländer“ ins Zeug legten und den Bernern sagten: „Schaut doch auch, wie schön eure Stadt ist!“ wobei zu sagen ist, daß in Bern als Ausländer nicht bloß Angehörige der Länder, die von jenseits dem rot-weißen Grenzstrich herkommen, verstanden zu werden pflegen, sondern auch Schweizer anderer Kantone, und wenn diese auch ans Bernbiet angrenzen. Aber es ist ja nun einmal im Leben so, daß man meist nicht schätzt, was man besitzt. Und so geht's auch mit den Schönheiten Berns. Aber wir glauben doch, daß das Morgenrot einer besseren Einsicht angebrochen ist. Davon spricht schon der Antrag, die Marktgasse mit einer Pflasterung statt mit Asphalt versehen zu lassen. Und überhaupt scheint uns, als ob langsam, langsam eine Abkehr von der Hochmodernen einträte. „Was können wir den Fremden noch zeigen, wenn alles uniformiert werden soll?“ diesen Einwand vernahm man des öftern zu jener Zeit, als ein Betonblock nach dem andern seine zuchthäuslerischen Fensteranordnungen in unsere prachtvolle Landschaft anzuordnen begann. Ja die Fremden! Auf diesem Gebiete stehen sich divergierende Anschauungen gegenüber. Da gibt es Kreise, die darauf dringen, recht viele Fremde nach Bern zu locken und ihnen alles mögliche „vorzuspizieren“. Andere wiederum behaupten, Bern sei erst wieder schön und gemütlich, wenn die fremden Gesichter aus seinen Lauben verschwänden. Aber sei es für Fremde oder für Einheimische: daß die Schönheiten der Stadt erhalten bleiben müssen, das ist eine ausgemachte Forderung.

Das Wort: Fremdenpolitik ist mir in dieser Verbindung in einer Unterhaltung mit meiner jungen Freundin entschüpft. Ich hätte diese Begriffe nicht aneinander knüpfen sollen im Bestreben, ihr über ihre etwas unmodernen Ansichten betreffs Berns Gäste hinüber zu einer andern Einstellung zu verhelfen. „Ja eben, „Politik“, fuhr sie auf. Es ist schon das richtige, wenn man mit der Politik an eine Sache gelangt.“ Und dann erging sie sich in allerhand originellen Gedankengängen. Die Politik sei eine Geburt der Zeit vor dem Kriege. Da hätten Personen, die nichts anderes zu tun hatten als zu spintisieren und keine andern Sorgen hatten, angefangen, Politik auszufinnen. So sei die Politik entstanden, und auch aus dem Bestreben heraus, irgendwo und irgendwann eine Rolle zu spielen. Und die Folgen hätten nun wir zu tragen — denn der Teufel Politik lasse die Menschheit nicht mehr aus den Klauen! Ich hörte stillschweigend zu: mit letzterer Behauptung hatte das Fräulein nicht unrecht. Was mich aber am meisten interessierte, das war die Art, wie sich unsere Jungen die Vorkriegszeit vorstellten. Aber man nehme es ihnen nicht übel, wenn sie ihr so vieles, ja fast alles in die Schuhe schieben.

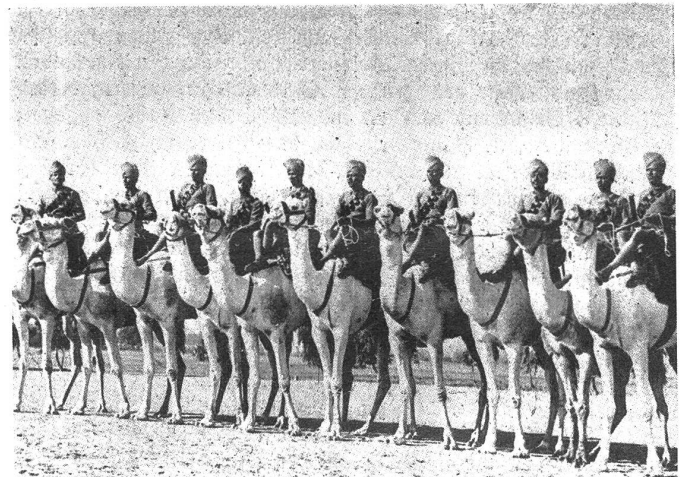
Aber das Fräulein war mit ihren Behauptungen noch nicht zu Ende. Denn sie fing an zu beweisen. Es würden wieder Lebensmittel verbrannt, und zwar diesmal an der Goldküste Afrikas Kafao! 25,000 Tonnen Kafao, der sonst für groß und klein von Ärzten wärmstens empfohlen wird, müssen in Asche und Flammen aufgehen, und alles sei pünktlich erwägt, ausgemessen, ausgerechnet, damit der Prozeß der Verbrennung bis Anfangs März dauern soll. Und das nenne man Wirtschaftspolitik, schleuderte mir das junge Wesen entgegen, als könnte ich mit meinen schwachen Kräften etwas dafür. Und dabei stecke man in der Wirtschaftskrise, und kaum sei es gelungen, hungrige Erwachsene und Kinder wieder etwas besser zu ernähren, und letztern etwas Rot auf die Backen zu zaubern, fange das Elend wieder an. Und dabei spreche man immer von der Verwendung und Unentbehrlichkeit von Kalorien und von der Volksgesundheit und verwandle im gleichen Atemzug Millionen Kalorien in Rauch, Asche, Ruß! Wer kann auf diese „weibliche Logik“ antworten?

Gehen wir zu weniger aufregenden Problemen über. Lesen wir dir, daß in irgendeiner Kirchengemeinde der Schweiz der Beschluß gefaßt wurde, die Eltern von Täuflingen zu bewegen, ihren Kindern nicht mehr Diminutivnamen zu geben. Maggi, Elfi, Anny usw. seien wohl für den Alltag, jedoch nicht für den offiziellen Namen recht. Das ist ganz gut und unserer Ansicht nach auch richtig. Man tut aber gegenteils auch nicht gut, wenn man seinen Kindern allzu pompöse und abwegige Namen auf den Lebensweg gibt. Es gibt aber Leute, die aus dem Namen auf den Charakter und die Talente seines Trägers schließen zu können behaupten, außer den „volkstümlich“ Eingestellten, die sowieso behaupten, ein Ernst und ein August müßten ganz besonders geduldige und nachsichtige Menschen sein, und einem Fritz eigne ein Schuß Pfiifigkeit usw. Der Name ist kein leerer Schall, zu dieser Ueberzeugung kamen wir, als wir uns ein Schema über die Bedeutung verschiedener Namen geben ließen. Wenn also der Name den Charakter so beeinflusst und die Wesensart des Trägers im Namen enthalten ist, dann sollte man doch eigentlich den Namen richtig wählen. Das ist nicht so einfach, behaupten die Verfechter der genannten Richtung, denn ein Vorname kann vom Familiennamen und sogar vom angeheirateten Namen in höchstem Grade beeinflusst werden. Und auch die Geburtszeiten würden abfärben. Und dennoch besteht die Möglichkeit, einem Kinde einen „gäbigen“ Namen zu geben, denn wenn ein Name möglichst viele und verschiedene Konsonanten aufweise, so sei dies besser als wenige Konsonanten. Aber auch die Konsonanten hätten verschiedene Bedeutungen.

Man sieht also, die Sache ist sehr kompliziert: also auch hier hat man's nicht bei der Einfachheit belassen. Es gibt sogar eine Wissenschaft, die jeden Buchstaben mit dem Wert einer Zahl belegt und diese Zahlen zusammenzählt, um auf den moralischen Wert des Trägers zu schließen. Meine andere und auch junge

Freundin fängt an aufzubegehren, sie werde ganz „schturm“ ob all diesen Richtlinienbewegungen inbezug auf unsere Namensgebung. Und in Spanien fange man nun auch an, zwar nicht bei Personennamen, sondern bei Provinzen, Städten usw. die Bezeichnung „San“, also alles was an einen Heiligen gemahne, als unmodern und unwissenschaftlich zu streichen. Und überhaupt sei's jetzt einmal genug, immerwährend an der Menschheit herum zu korrigieren und sie zu befehligen.

Meine Liebe, es ist schon gesorgt, daß Bäume nicht in den Himmel wachsen und der Willen der Allgemeinheit immer wieder obenauf kommt. In England, so wird berichtet, ist man in einigen Kirchen dazu übergegangen, alte fehlerhafte Glocken durch Schallplatten und Lautsprecher zu ersetzen. Dagegen aber erhebt sich nun lebhaftester Widerspruch. „Wir wollen keine Glockenklang-Konserven“, tönt's aus den Reihen der Kirchengenossen. „Wir wollen eine so alte geheiligte Sitte der Kirchenglocken nicht durch moderne und unpoetische Apparaturen ersetzt sehen.“ — Auch in der Schweiz ist man, und zwar in Zürich, zu einer „Glockenklang-Konserve“ übergegangen, jedoch in vorläufiger Ermangelung von Glocken und nur als provisorische Maßnahme. Hoffen wir, daß sie nicht nur für diesen Fall, sondern in allen Fällen, in denen sie zur Anwendung kommt, ein Provisorium bleibe — denn auf den Klang der Kirchenglocken wollen wir nicht verzichten. Man denke doch nur an die Wucht und Eindringlichkeit, die unsere große Münsterorgel in weitem Umkreis verbreitet. Luegumenand.



Das Auto verdrängt das Kamel in der Wüste. Auch in Ägypten macht der Fortschritt keinen Halt. Die Wehristen, Ägyptens weltberühmtes Kamelkorps, Herrscher der Wüste Sahara, die Militär- und Polizeidienst im unermeßlichen Sandmeer ausüben, werden langsam, aber unaufhaltbar vom Automobil verdrängt. Unser Bild zeigt (oben) eine Gruppe des Kamelkorps auf einem Patrouillenritt, (unten) die moderne Version des „Kamelkorps“ auf Patrouille im Auto.

Photo Keystone.